Nr. 15.

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 19. Februar 1845.

Uebersicht.

Bunte Briefe. XII. Neunter Brief an den Verfasser der von den Zinnen des Kölner Doms rufenden Stimme. Von Peter Paul Frank.
Ueber die deutsche Eisenfabrikation.
Evangelisch-katholische Kirche in Deutschland.
Elisabeth, Herzogin von Nassau, Großfürstin von Rußland. Ein Blatt auf das Grab gelegt.
Zur Unterhaltung: Eine Hochzeit in der Behrenstraße 1816. (Schluß.) — Land und Leute der britischen Inseln. II. Band. (Forts.)
11. Tories und Whigs.
Bekanntmachungen und Anzeigen.

* Bunte Briefe.

XII.

Neunter Brief
an den Verfasser der von den Zinnen des Kölner Dom's rufenden Stimme.

Ich komme jetzt zu den „Fragen zum Nachdenken", welche Sie aufgestellt haben. Es sind deren sieben, und Ein Galgen reicht hin, um sie alle aufzuknüpfen, wiewohl jede von denselben einen Galgen für sich allein verdient.

Wie war es möglich, daß Sie, ein Mann, der den Mund so voller Honig hat, daß er an beiden Seiten überläuft, wie war es möglich, daß Sie, Sie solche Fragen stellten? Haben Sie gar Nichts über die Hermesische Angelegenheit gelesen? Haben Sie keinen Blick in die nicht unbeträchtliche Anzahl von Schriften gethan, welche über dieselben erschienen sind? Wie können Sie denn als gewissenhafter Mann sich unterfangen, darüber zu schreiben? Haben Sie aber diese Schriften gelesen, welche Frechheit gehört dann von Ihrer Seite dazu, solche Fragen zu stellen? Fragen, welche die Sachenlage ganz verkehren, auf durchaus falschen Voraussetzungen und schmählichen Verdrehungen beruhen?

Eine Beantwortung Ihrer Fragen ist für alle nur einigermaßen Unterrichtete überflüssig, und einen nicht ganz ungebildeten Leser hieße es beleidigen, wenn man ihm solche Fragen beantworten wollte. Ich will statt dessen Ihnen einige andere Fragen entgegenstellen.

„Die Hermesianer haben sich dem Breve gegen Hermes vollständig unterworfen. Nur zwei Punkte können sie nicht bezeugen: 1. daß Hermes ein schlechter Mensch gewesen, und 2. daß die Lehren, welche man Hermes zugeschrieben hat, wirklich in den Büchern vorkommen."

1. Gehört es zum katholischen Glauben, zu bekennen: Hermes sei ein schlechter Mensch gewesen, und 2. gehört es zu dem katholischen Glauben, zu bekennen: die verdammten Lehren seien wirklich in den Hermesischen Schriften enthalten?

2. Ist zwischen einem dogmatischen päpstlichen Breve und einem Breve, welches die Disziplin betrifft, gar kein Unterschied?

3. Sind die Päpste Vigilius, Pelagius I., Pelagius II., Gregor der Große in dem Dreikapitel-Streit Schismatiker gewesen, oder sind die afrikanischen und illyrischen Bischöfe nicht vielmehr Schismatiker gewesen?

4. Wenn die letzten Hermesianer ganz dasselbe lehren, was die vorgenannten Päpste gelehrt haben, sind sie dann nicht orthodox?

5. Wenn die Gegner der Hermesianer ganz dasselbe lehren, was die bezeichneten afrikanischen und illyrischen Bischöfe gelehrt haben, und bei dieser Lehre hartnäckig beharren, sind sie dann nicht so gut Schismatiker, wie jene Bischöfe es gewesen sind?

6. Gibt es irgend ein Kirchengebot, welches uns verpflichtete, einen Lehrer, den wir als einen rechtschaffenen Mann gekannt haben, im Grabe zu verdammen?

7. Ist es sittlich erlaubt, eine Sache als wahr zu beschwören, wenn ich von dem Gegentheile überzeugt bin?

8. Wenn die Hermesianer eine Unterscheidung machen, welche allgemeine Konzilien gemacht haben, sind sie dann Ketzer, oder können sie dann auch nur nach katholischen Begriffen Ketzer sein?

9. Ist der Ehrabschneider nach katholischen Grundsätzen nicht verpflichtet, den guten Namen seines Nächsten, so weit ihm dieses möglich ist, wiederherzustellen?

10. Ist der leichtsinnige Verdächtiger nach katholischen Grundsätzen nicht zu denselben Leistungen verbunden?

11. Wenn der Ehrabschneider oder der leichtsinnige Verdächtiger ein Priester ist, und er geht zum Altare, ohne auch nur den Willen zu haben, die geraubte oder gekränkte Ehre wiederherzustellen, was thut ein solcher?

Ich übergehe „die zum Schlusse Ihrer im katholischen Sinne gegebenen brüderlichen Erinnerungen, den ebenfalls in christlicher Liebe abgefaßten Aufruf an alle Ihre lieben Amtsbrüder," denn es ist wohl kaum Jemand so unerfahren, daß er nicht wüßte, man müsse besonders vor solchen Leuten auf seiner Hut sein, welche immer süße Worte auf der Zunge haben. Dieser Schluß Ihrer Schrift paßt ganz zu dem Vorhergehenden. Es ist ein starker Aufguß von Honig in den Becher, dessen wahren Inhalt wir kennen gelernt haben. Reichen Sie denselben kühn hin. „Die Jünger Christi müssen sich getrauen, den Kelch zu trinken, den der Meister getrunken hat." Er wird ihnen auch nicht schaden, „denn sie werden Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödtliches trinken, so wird es ihnen nicht schaden." „Sie fürchten nur Die, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können." Alle aber, welche zu diesem Kelche, den Sie unter frommen Geberden gemischt haben, hinzuzutreten Neigung haben möchten, habe ich in meinen bisherigen Briefen hinlänglich gewarnt, erst zuzusehen, was sich auf dem Boden desselben findet, ehe sie denselben, um daraus zu trinken, ansetzen.

Ich scheide jetzt von Ihnen, werde aber nicht ermangeln, Ihnen weiter zu dienen, wenn Sie von Neuem rufen. Doch Sie haben ein großes Werk unternommen, und werden vielleicht sobald nicht wieder auftreten können. Denn Sie rufen von den Zinnen des Kölner Domes allen Hermes- und Nichthermesianern ein ernstes Wort zu. Allen Nichthermesianern! Auch die Kaffern, die Hottentotten, die Neuseeländer sind Nichthermesianer, und wenn diese Ihre Stimme vernehmen sollen, und Sie nicht rücksichtlich derselben in den Wind hineinrufen wollen, so werden Sie wohl von den Zinnen des Kölner Dom's herabsteigen und sich in die Länder der Kaffern, der Hottentotten und nach Neuseeland hinbegeben müssen. Das Klatschen mit der Zunge und das Schnalzen der Hottentotten wird Ihnen nicht schwer werden, nachzumachen, und den Ariki's werden Sie weit mehr über die Hermesianer sagen können, als sie bisher davon wissen. Glückliche Reise.

Peter Paul Frank.

N. S. Vergessen Sie ja nicht, von Neuseeland sich einen Pattu-Pattu mitzubringen.

Ueber die deutsche Eisenfabrikation.

(Deutsche Gewerbezeitung.)

Das polytechnische Zentralblatt äußert sich bei Gelegenheit der Besprechung über die Gewerbeausstellung in Berlin folgendermaßen:

„Wenn man das Koksroheisen mancher schlesischen Hütten, das Holzkohlenroheisen der württembergischen, thüringischen Hütten, den Eisenguß der verschiedensten Gegenden (besonders aber der rheinischen und Berliner Etablissements in großen Maschinentheilen), und den feinen Guß in Berlin, Lauchhammer, Ilsenburg u. s. w., den Hartwalzenguß Schlesiens und Württembergs, die Stabeisen und Bleche der Holzkohlendistrikte, die Frischstähle Oesterreichs, der Rheinlande und Westfalens u. s. w., einer nähern Betrachtung unterzieht, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die deutschen Hütten qualitativ im Stande sind, in jeder Branche des Eisenhüttenwesens Vorzügliches zu leisten, und der an mehreren Orten vorhandene Gußstahl, sowie die aus Eilpa und Solingen vorhandene Fonte malleable (Schmied- und biegbares Gußeisen) bezeugen, daß man im Stande ist, sich auch die neuesten Fortschritte und Abänderungen anzueignen. Dadurch scheint denn der Beweis geliefert, oder der durch die Erfahrung schon längst gelieferte Beweis von Neuem erhärtet, daß es Deutschland nicht an wesentlichen Bedingungen der Eisenerzeugung überhaupt in allen ihren verschiedensten Theilen mangeln kann. Wenn demnach, wie leider bekannt genug ist, aber freilich aus der Ansicht der Ausstellung nicht zu entnehmen war, besonders die Roheisenproduktion und gröbere Schmiedeeisenproduktion mit der englischen und selbst mit der belgischen nicht Schritt zu halten im Stande ist*), so trifft dies allein den ökonomischen Gesichtspunkt, der hier aber begreiflicher Weise noch viel mehr bedeuten will, als in irgend einem andern Zweige. Wir sehen ja täglich, daß qualitativ bei weitem schlechtere Eisensorten englischen Ursprungs den deutschen vorgezogen werden, blos ihres billigen Preises halber. Die Frage, warum die deutschen Eisenhütten in so großem ökonomischem Nachtheile gegen England und selbst Belgien (in nicht zu langer Zeit vielleicht auch gegen Frankreich) sich befinden, ist bis jetzt auf zwei verschiedene Arten beantwortet worden, die man als sich völlig entgegenstehend behandelt hat, obgleich beide Beantwortungen ihr Richtiges haben mögen. Einerseits hat man den Grund dieses ökonomischen Nachtheils nur in äußeren Bedingungen, und besonders in den Verhältnissen des Brennmaterials gesucht, wonach es, so lange nicht eine totale Reform in der Benutzungsweise des Brennmaterials eingeführt wird, unmöglich sein würde, jemals so billig zu fabriziren, wie England. Dies ist jedenfalls ganz richtig, wenn auch nicht in dem Grade, als man bisweilen glaubt. Deutschland ist verhältnißmäßig arm an Steinkohlen; aber die Erfahrungen haben doch schon in den letzten Dezennien gelehrt, daß bei gehörig geordnetem und energischem Betriebe unseres Kohlenbergbaues die Ausbeute einer bedeutenden Vermehrung und der Preis einer bedeutenden Verminderung fähig ist, ja es würde sich wohl die Behauptung durchführen lassen, daß bis zu einem ziemlich hohen Grade in den betreffenden Gegenden das Ausbringen an Steinkohlen der hüttenmännischen Konsumtion parallel gesteigert werden kann **). Es würde also vielmehr der Uebelstand anzuklagen sein, daß unsere Eisenindustrie sich noch nicht genug in den Kohlendistrikten konzentrirt habe. Dies führt aber auf die Bezeichnung eines ferneren Uebelstandes, in dem noch weit mehr der Grund der schlechten ökonomischen Lage der Eisenindustrie zu suchen ist, als in dem angeblichen Mangel an Kohlen an und für sich; es ist dies die schlechte Vertheilung unserer Eisenerze. Während in England Eisensteine, Kalk und Kohlen überall dicht bei einander vorkommen, ist dies bei uns bei weitem nicht überall der Fall, und die allervorzüglichsten Eisenerze finden sich gerade in Gegenden, welche der Steinkohlen entbehren. Dieses Verhältniß ist indessen zum größeren Theile nur so lange als ein wirklich nachtheiliges anzusehen, als die gegenwärtige Organisation des deutschen Eisenhüttenbetriebs unverändert fortbesteht. Es ist bekannt genug, daß Englands Eisenproduktion wegen der fast durchgängigen Gleichheit der Hauptbedingungen — der Erze und des Brennmaterials — eine einseitige ist, und daß von ihr die Produktion der vorzüglichsten Sorten von Stabeisen und von Eisen für die Stahlerzeugung ausgeschlossen bleibt. Deutschland vereinigt in seinen Grenzen, besonders wenn wir Oesterreich mit hinzurechnen, die geeigneten Bedingungen für die verschiedensten Zweige des Eisenhüttenwesens, und der Beweis ist wohl noch nirgend geführt worden, daß es in Schlesien und am Rheine an Material fehle, um ganz Deutschland mit Steinkohleneisen zu versehen, oder das die Holzkohlengegenden Mangel an Erz für die Versorgung des ganzen Vaterlandes mit Eisen und Stahl litten. Ist daher auch nicht zu verkennen, daß allerdings von vornherein die natürlichen Bedingungen in Deutschland nicht in dem Grade sich in die Hände arbeiten, wie in England, so wird doch anerkannt werden müssen, daß die natürlichen Schwierigkeiten nicht von der Art sind, uns eine quantitativ und qualitativ genügende Eisenproduktion unmöglich zu machen. Daraus folgt aber von selbst, daß Diejenigen nicht unrecht haben, welche den Sitz des Uebels in der Art unseres Eisenhüttenbetriebs suchen und der Ansicht sind, daß durch gründliche Reform in demselben das Ziel schon zu erreichen sei. Will man auch hierin nicht so weit gehen, wie Delvaux de Fenffe (vergleiche Hartmann's Berg- und Hüttenmännische Zeitung, 1844, S. 530 ff. u. 950 ff.), der belgische Kritiker unseres Eisenhüttenwesens, — welcher die Ursache des Darniederliegens unserer Eisenwerke lediglich auf den mangelhaften Betrieb schiebt, doch aber wiederholt die bessere Qualität der belgischen Erze und Kohlen hervorhebt, — so wird doch der alleinige Hinblick auf die ungeheuren Fortschritte des französischen Eisenhüttenwesens, — dessen äußere Bedingungen wahrlich nicht besser beschaffen sind, als die unsrigen **) — zum Beweise Deutschland an nichts weniger, als einen rationellen und wirthschaftlichen Abbau der reichen Kohlenlager dachte, und wie viel dieser Schätze fossilen Brennmaterials mögen jetzt noch unbenutzt daliegen! Anm. d. Red. d. D. G.

*) Belgisches Koksroheisen kostete im letzten Jahre in Lüttich pr. 100 Kil. 8 Frs. 70 Cent., schottisches im Cardiff 5 Frs. 20 Cent. Durch den Transport würde ersteres auf 11 Frs. 45 Cent., letzteres auf 11 Frs. 30 Cent. steigen; rheinisches Holzkohlenroheisen kostet aber in Köln 13 Frs. 60 Cent., schlesisches Koksroheisen an Ort und Stelle circa 12 Frs. Anm. d. p. Z.-Bl.

**) Beispiele für diese Behauptung liegen wohl in Menge vor. Wie lange ist es denn her, daß man in

**) Wohl zu bedenken ist, daß die französische Eisenindustrie unter dem Schirme wahrer Schutzzölle zu dieser Vorzüglichkeit gelangt ist. Man darf nur den französischen Tarif zur Hand nehmen, um zu sehen, welche Vorsorge man in dieser Hinsicht für die einzelnen Zweige der Eisenverarbeitung getroffen. Roh- und Gußeisen sind mit 7 und 12 Frs. für 100 Kilogr. (wobei noch überall höhere Differenzzölle für die Einfuhr auf fremden Schiffen festgesetzt sind) belegt; für Stab- und Schmiedeeisen steigen die Zölle je nach der Breite oder dem Durchmesser, von 14 auf 37½ Frs. pr. 100 Kilogr. Die weiteren Verarbeitungen dieses Metalles, gewalztes Eisen, Bleche, Draht, Stahl ꝛc. ꝛc., werden durch Zölle von 40 bis 140 Frs. pr. 100 Kilogr. geschützt und die Einfuhr vieler Eisenwaaren ist ganz verboten, — und bei alle dem solche „ungeheuren Fortschritte". — Da ist einmal die Ruhekissen- und Faulbetttheorie in die Brüche gerathen. Anm. d. Red. d. D. G.

genügen, wie viel sich auf diesem Wege erreichen läßt. Die Hauptmängel unseres Betriebs scheinen zu liegen: erstens darin, daß die meisten Hütten in viel zu kleinem Maßstabe fabriziren und die Zahl der kleinen Hohöfen noch viel zu groß ist; damit stehen auch mangelhafte Gebläse u. s. w. in Verbindung; dies trifft besonders die Koksroheisenproduktion und den Hohofenguß, und hier würde also nur durch Eingehen der kleinen Hütten und Errichtung größerer zu helfen sein; zweitens aber in der noch mangelhaften Kombination des Holzkohlen- und Steinkohlenbetriebs; zu Arbeiten, welche nicht der Qualität des Produktes wegen unbedingt Holzkohlen erfordern, sollten gar keine mehr angewendet werden; dies würde aber zum Theil ein völliges Deplacement ganzer Betriebszweige erfordern; es würden sich die Holzkohlengegenden ausschließlich auf die Produktion von Roheisen für die spätere Verwandlung in feineres Stabeisen und Zementstahl beschränken, und alle die Arbeiten, welche ohne direkte Berührung des Brennmaterials mit dem Eisen ausführbar sind, den Steinkohlengegenden überlassen müssen, (eben so die Produktion von Roheisen für Guß, ordinäres Stabeisen, Eisenbahnschienen u. s. w.) — dann würden sich die Gegenden Deutschlands, wo sich Steinkohlen in der Nachbarschaft größerer Waldungen finden, und die zum Theil jetzt für das Eisenhüttenwesen eine sehr geringe Bedeutung haben, z. B. Sachsen, auf den ihnen von der Natur angewiesenen Standpunkt erheben. Endlich wäre wohl auch zu wünschen, daß die Versuche der Anwendung der Gase im Eisenhüttenprozeß, welche namentlich für unsere zahlreichen Braunkohlen- und Torfgegenden von großer Wichtigkeit sind, mit größerer Energie und im größten Maßstabe fortgesetzt würden. Aber sowohl die Vergrößerung der Etablissements, die Verbesserung des mechanischen Apparates in unseren Hütten, mit Benutzung aller durch Gichtgase u. s. w. gebotener Vortheile, als jene Veränderung in der Vertheilung der einzelnen Branchen, als endlich jene Versuche erheischen bedeutende Mittel. Würde es demnach also zuerst Sache der Regierungen sein, die ihnen zugehörigen Hütten zu wahren Musterhütten umzugestalten, so ist es doch auch unbedingt nöthig, dem Eisenhüttenbetriebe größere Kapitalien zuzulenken, als bisher. Dazu ist aber erforderlich, daß man in der Zeit des Ueberganges zum Besseren — denn mit einem Sprunge können wir die englischen (oder wenigstens die im Vergleich der besseren Qualität angemessenen) Preise nicht erreichen — den Eisenprodukten eine gewisse Garantie des Absatzes dadurch verschaffe, daß man das fremde Eisen mit einem Schutzzolle belegt. Nur in diesem Sinne läßt sich dieser Schutzzoll vertheidigen, in diesem Sinne erscheint er als nothwendig. Wäre man der Ansicht, daß die natürlichen Bedingungen es uns geradezu unmöglich machen, das Ziel zu erreichen, so würde ein solcher Schutzzoll allerdings zur Ungerechtigkeit gegen die Eisenkonsumenten werden; ist aber die Erreichung des Zieles möglich, so ist er nur ein Unterstützungsmittel der Eisenindustrie, gewissermaßen ein Vorschuß, welcher dieser Industrie von den Konsumenten geleistet und diesen letzteren — sobald der Zweck erreicht wird — durch die ungeheuern Vortheile, welche die Rückwirkung bedeutender Entwickelung und Erstarkung eines so wichtigen Produktionszweiges auf das Ganze herbeiführen muß, reichlich zurück erstattet wird. — Daß aber der Zweck erreicht werde, daß man den Zoll nicht blos als Mittel betrachte, in der alten Weise fortfahren zu können, dafür haben die Regierungen durch Beispiel, durch direkte Unterstützung, durch die zum großen Theile von ihnen ausgehende Bildung der Hüttenbeamten u. s. w. Mittel genug in den Händen. Zur Stärkung dieser energischen Vorsätze für die Zukunft war aber die Betrachtung der Ausstellung in Berlin vorzüglich geeignet, weil sie den Beweis führte, daß die Erzeugung schöner und tadelloser Produkte — der feine Eisenguß Deutschlands hat sich dort als unbedingt der erste in der Welt gezeigt — in jedem Zweige der Eisenindustrie mit unseren Materialien möglich ist. Oekonomische Schwierigkeiten müssen aber bei festem Willen und hinreichenden Kapitalien stets zu überwinden sein. Man kann hier, wie schon gesagt, nicht genug auf das Beispiel der französischen und belgischen Eisenproduktion hinweisen."

So weit das polytechnische Zentralblatt. Wir erkennen das Wahre, was in dem gegebenen Artikel ausgesprochen ist und freut es uns, daß der Verfasser sich für die Nothwendigkeit eines Schutzzolls auf fremdes Eisen ausspricht, der allerdings namentlich bei Roheisen höher sein muß, als der gegenwärtig bestehende. — Jeder Vernünftige, die Quellen des Nationalwohlstands Erforschende, und wenn er auch auf die Lehren von Smith, Say und Blanqui blindlings schwört, muß einsehen, daß keine Erzeugung möglich ist, wenn es an Kapitalkräften fehlt. Daß aber das Kapital sich nicht zur Erzeugung wendet, wenn dabei kein Vortheil zu erzielen ist, liegt am Tage. — Ist es aber eine produktive Kapitalanlage und entsteht eine Vermehrung des Volksvermögens, wenn das Kapital in fremden Staatspapieren sich unterzubringen sucht und fremde Arbeitskräfte belebt, während die einheimischen erlahmen und mit der schlechtesten Bezahlung vorlieb nehmen müssen, um nicht gar ohne Beschäftigung zu bleiben. Unsere Eisenindustrie müssen wir, es koste was es wolle, zu der Entwickelung bringen, zu der sie die Elemente in sich trägt, und das kann nur geschehen durch einen ausreichenden Schutzzoll. Wenn auch die Konsumenten für den Anfang einen etwas höheren Preis bezahlen müssen, so erhalten sie auch besseres Eisen und werden zu ihrem eigenen Besten abgehalten, das ausländische schlechtere Eisen zu verwenden. Sind aber erst alle Bedingungen vorhanden, welche uns zur Vollkommenheit in der Eisenfabrikation führen, so wird diese nicht lange auf sich warten lassen, denn die innere Konkurrenz wird zu den lebhaftesten Anstrengungen führen.

Evangelisch-katholiche Kirche in Deutschland.

Die Entstehung einer positiven Reform in der katholischen Kirche ist nicht mehr zu verkennen. Es kommt jetzt Alles darauf an, daß sie in großem und zugleich praktischem Sinne geleitet werde. Verblenden wir uns nicht über den Antheil, welcher daran genommen wird: es ist keineswegs ein blos religiöser, es ist ein im höhern Sinne des Worts politischer. Die Konfessionsunterschiede sind zwar durch Jesuitenthum wieder zur Animosität erweckt worden; aber diese Zuckungen sind galvanischer Art. Ein wirklich organisches Leben ist dafür nicht mehr vorhanden, ja sämmtliche Dogmen stehen in zweiter Reihe. Man ist nicht der Religion entwachsen, wie Philosophenthum, welches in Formeln bornirt ist, behaupten möchte. Wie platt und den tiefern Bedürfnissen gegenüber kläglich würde die Menschheit, wenn ihr Trachten nicht mehr der Gottheit zugerichtet bliebe! Aber man hat zu viel dornige Grenzen dieses Trachtens erkannt, man will nicht mehr die ganze Existenz auf einige Formeln gestellt sehen, man sehnt sich nach einer großen Form, welche zusammenhält und doch der Sinnigkeit des Einzelnen weiten Spielraum läßt. Hier liegt meines Erachtens der Punkt, von welchem man ausgehen und auf welchen man jenseit der jetzigen Gährung zurückgekommen trachten muß, bereichert durch die geschichtlichen Eindrücke, welche auf solche Wege liegen. Hier liegt aber auch freilich die Schwierigkeit. Die Anfänge einer neuen Kirche in Schneidemühl und Breslau haben zu ihrer Entstehung das Bedürfniß, sich dogmatisch zu definiren. Und doch ist eine voreilige Dogmatisirung von der größten Gefahr. Sowie sie umgrenzt, schließt sie aus. Einmal in den Zauberkreis der

Dogmen hineingerathen, welcher schon so viele Jahrhunderte im Wirbel gedreht, zersplittert sich der Gesichtspunkt auf Details. Alle die hundert Fragen um Natur Christi, Natur des heiligen Geistes, und wie alle die Themata poetischer Philosophie heißen, erwachen aus ihrem Schlummer und erzeugen die Spaltungen, welche unzertrennlich sind von der Natur solcher Fragen. Das sollte mit größter Anstrengung vermieden werden, und die christ-katholische Kirche sollte in ihrer Konstituirung auf so wenig Punkte wie möglich beschränken. Die Erweiterung und Ausbildung ist doch späterer Zeit und in Mannigfaltigkeit größerer Betheiligung vorbehalten. Um deswillen ist auch der Name von großer Wichtigkeit. „Evangelisch-Katholische Kirche" wäre ein vortrefflicher Name, und er ist ja schon auch aufgetaucht. Er bahnt für die Massen den Zugang zur allgemeinen Vereinigung. Denn wenn die begründete Erwartung sich erfüllt, so steht ja doch Folgendes bevor: Die Katholiken von Deutschland lösen sich völlig von Rom und bilden eine deutsche katholische Kirche. Ist dafür Grund und Boden gewonnen, so erscheint die erste gemischte Synode, gemischt aus protestantisch Evangelischen und aus evangelisch Katholischen. Sie beräth sich über die Möglichkeit einer Verschmelzung. Natürlich ist diese nicht durch eine, nicht durch einige Synoden zu bewerkstelligen. Aber sie ist es gewiß bei dem jetzt herrschenden Sinne der Zeit, welcher auf Vereinigung in wesentlichen Punkten und nicht auf verhältnißmäßig müßige Differenzpunkte gerichtet ist.

Gelingt diese Vereinigung, so hat Deutschland den Riß überwunden, welcher es seit drei Jahrhunderten gelähmt hat, und seine Stellung in der politischen Welt ist unermeßlich gebessert. Darin liegt für uns die große Bedeutung der Reform, welche durch Uebergriffe des römischen Treibens erweckt worden ist und genährt werden wird. Deshalb ist auch die Opposition Roms gar nicht, wohl aber ist zu fürchten, daß ein kluger Papst die Konsequenz des Tridentiner Konziliums für abgelaufen und ein neues konstituirendes Konzilium für nöthig erkläre. Dadurch behielt Rom die Zügel in den Händen, und die deutschen Katholiken würden durch eine neue, dem ersten Anscheine nach mildere Herrschaft getäuscht, eine Herrschaft, welche immer wieder auf eine Knechtschaft durch absolutes Priesterthum hinauskäme. Dies kann nur vermieden werden durch vorsichtiges, nationales, weiten Spielraum lassendes Konstituiren von Seiten der Betheiligten. Dies liegt jetzt in ihren Händen. (Elb. Z.)

Elisabeth,

Herzogin von Nassau, Großfürstin von Rußland.

Ein Blatt, auf das Grab gelegt.

Ein Frühling war's, da sangen laut
Wir uns're Liedesweisen *),
Sie sollten eine hohe Braut
Freudig willkommen heißen.

Die Lieder tönten frisch und voll,
Der Lenz ruht' auf dem Lande,
Die Sonne lacht', die Knospe schwoll,
Die Blüte sprengt' die Bande.

Nie war ein Lenz so süß, so traut,
Ein ew'ges Blüh'n und Tönen,
Und zu den Blüten trat die Braut,
Die Schönste zu den Schönen.

Da ist von solcher Hoheit Gruß
Der Frühling froh erschrocken,
Er schuf als Pfad für ihren Fuß
Viel' tausend Blütenglocken.

Noch ist kein Jahr, — ein Sänger schied,
Ein Freund, aus dem Vereine,
Sein Herz ist still, es wohnt der Fried'
Unter dem Leichensteine.

Noch ist kein Jahr, — die Thräne thaut
Und küßt viel' bleiche Wangen; —
O fließe nur! — die hohe Braut
Ist fort von uns gegangen.

Der ew'gen Güte leuchtend Bild
Stand sie in ihrem Lande,
Lenz ward es in den Herzen mild,
Wohin den Blick sie wandte.

Voll stiller Liebe sucht' sie auf
In Gram und Schmerz Verlor'ne,
Sie trocknete der Thränen Lauf,
Die süße Lenzgebor'ne.

Ein Engel war sie, rein und hell,
Von Himmelsschein umfangen,
Und als ein Engel ist sie schnell
Aus dieser Welt gegangen;

Ein Strahl, wie ihn die Poesie
Manchmal zur Erde schießet,
Der schnell auf ihr verglüht und nie
Sich an den Boden schließet.

Ein Frühling war es, als sie kam,
Ein blühendes Gekose,
Und schon der erste Winter nahm,
Brechend, die Lenzesrose. —

Baden. J. E. Braun.

*) Festgedichte aus Nassau, von W. Genth (†), Adelheid von Stolterfoth, A. Rößler, Th. Schliephake, Schmitt, J. E. Braun und Drärler-Manfred, mit einer Komposition von Konradin Kreutzer.

Zur Unterhaltung.

Eine Hochzeit in der Behrenstraße. 1816.

(Schluß.)

Halb zwölf Uhr.

Ein ungeheurer Aufruhr durchtobte das Haus. „Mord! Mord!" hallte zu den Ohren der Braut, des Brautvaters, der tanzenden Gäste, mitten in einem lustigen Galopp schwieg das lärmende Orchester in schreiender Dissonanz. Die Wenigsten wußten noch, was vorgefallen war, man hörte nur das Schreien draußen, bemerkte nur das plötzliche Verstummen der Musik, Alles drängte sich zu den Thüren, um die Ursache zu erfahren.

Bei dem ersten Ruf des Mädchens war ich von meinem Sitz auf dem Prellstein aufgesprungen und war, als polizeiliche Respektsperson, welche allen Skandal verhüten soll, die breite Treppe hinauf geeilt; da sah ich den bleichen Sünder vor der schon beinahe Entseelten stehen, mit erloschenen Augen, mit herabhängenden Armen und schlotternden Beinen, das blutige Messer mechanisch noch festhaltend in den willenlosen Händen, da sah ich das unglückliche Mädchen vergebens mit der Hand das Blut zu stillen suchend, das sich in breiten Strömen über ihren Körper ergoß, sah die geschmückte Braut mit ihrem prachtvollen Atlaskleide neben der Sterbenden hinknieen, und hörte diese mit gebrochener Stimme flüstern: „Ach, er hatte es nicht nöthig, zu so vielen Greueln, die er schon verschuldet, auch noch den Mord zu fügen, auch noch seine Hände in Blut zu tauchen — ich hatte Gift genommen und hatte vielleicht nur noch zwei Stunden zu leben — nicht Fluch ihm, Dank ihm dafür, er befreite mich durch jenes Messer von längerer Qual."

„Mein Gott! was haben Sie denn gewollt von ihm?“ frug der Papa ganz bestürzt; „ist er Ihnen auch was schuldig? ich hätte ja auch noch das bezahlt — nur keinen Skandal — und jetzt, mein Gott, das muß meinem Hause arriviren!“

„Ich wollte Nichts von ihm — Sie und Ihre Tochter wollte ich retten — er ist mein Gatte! — — O mein Gott, nimm meine Seele gnädig auf und verzeihe meinem Mörder!“ Mit diesen Worten sank die Unglückliche zurück und schloß die Augen für immer.

Stumm und starr vor Entsetzen standen alle Anwesenden um die Gruppe der ohnmächtigen Braut und der ermordeten jungen Frau. Der Lärm war bis auf die Straße gedrungen, der müßige Pöbel hatte sich nicht abhalten lassen, in breiten Zügen strömte die Treppe herauf, was nur vor dem Hause versammelt gewesen. Die Polizeioffizianten konnten sich kaum Bahn machen bis zu dem Mörder, der noch immer sprachlos dastand, bis er die rothen Kragen erblickte.

„Herr Vater, retten Sie mich!“ rief er in Todesangst aus, „retten Sie mich, Ihr Haus hat ja mehrere Ausgänge.“

„Nein, nein!“ sagte der alte Herr, „da kommen schon ein paar Leute die Treppe herauf, die werden Sie doch nehmen in die Mitte, Sie werden finden ein gut Quartier auf der Hausvoigtei, Sie sind ja ein Herr von Adel, sonst kämen Sie auf die Stadtvoigtei.“

„Barmherziger Gott!“ schrie mehr, als er sprach, der Baron, „ich kann nicht mit diesen Leuten gehen! retten! retten! himmlische Rebecka, ich bitte Sie, helfen Sie mir fort! Rebeckchen, bei Allem, was Ihnen heilig und theuer ist, bei Ihrer strahlenden Schönheit, bei Ihren glänzenden schwarzen Haaren, bei Ihren elfenbeinernen Zähnen beschwöre ich Sie, retten Sie mich!“

Die Haltefest drangen durch den verwickelten Menschenknäuel immer näher, der Herr Baron ward immer verzweifelter, doch vermochte er weder rechts noch links sich fortzubewegen, so eng war er von allen Seiten eingeschlossen, der Herr Vater machte nicht Miene, ihm durch und zur Flucht zu verhelfen, und die Gäste, vor deren Augen beinahe der Mord begangen, schienen eben so wenig geneigt, ihm Raum zu geben; da faßte er seine Kräfte zusammen, drückte ein Paar der Nahstehenden nieder, schwang sich mit einer ungemeinen Leichtigkeit über die hinter diesen Befindlichen hinweg, und es wäre ihm vielleicht gelungen, für den Augenblick in irgend einem Winkel des weitläuftigen Hauses einen Versteck zu finden, oder wohl gar nach den Linden zu entwischen, wenn nicht gerade von dieser Seite her, nach welcher er sich zur Flucht wandte, ein Polizeikommissarius, von vier Polizeisergeanten begleitet, ihm entgegen getreten wäre, und ihm ein unsanftes „Halt, Schneidergeselle!“ zugerufen hätte.

Wie vom Blitz gerührt stand der stolze Baron, als er sich so angeredet hörte, und die Gesellschaft nahm mit spöttischem Lächeln ein beinahe noch regeres Interesse an dieser offiziellen Entkleidung seiner Würde, als sie vorher an der greulichen Mordthat genommen, auf den Herrn Papa und die Braut fielen so brennende stechende Blicke, daß die Ohnmächtige davon erwachte.

„Was ist das? wie? Schneidergeselle? der reiche ungarische Baron?“ so schallte es durch die Menge der Anwesenden von Mund zu Munde. Der Herr Papa mochte für den Augenblick genug haben, und wollte seine Tochter hinweg führen, doch diese sprach: „Nein, nicht fort, ich will das ganze hoffnungslose Elend meiner Lage kennen lernen!“ und drängte sich mit einer Wildheit, die an Wahnsinn grenzte, durch die Massen bis zu dem Polizeibeamten, diesen nach dem Grunde seines Erscheinens fragend.

„Eine Dame aus Bremen, mit Namen Doris Berndt, hat die durch alle nöthigen Belege beglaubigte Anzeige gemacht, daß der, mit ihr unter falschem Namen verehelichte Schneidergeselle Heinrich Frost, hier wieder unter anderm Namen, und zwar dem eines Barons von Kißlepti aus Ungarn aufgetreten und zum zweiten oder vielmehr zum siebenten Male mit der Tochter dieses Hauses verheirathet sei; da die Hochzeit heute stattgefunden, so hoffe sie mit der Anzeige noch nicht zu spät zu kommen, um die junge Dame vor größerem Unglück zu retten.“

„Fluch ihr und ihrem guten Willen!“ rief Fräulein Rebecka. „Dort zeigt sie die Sache der Behörde an, hierher kommt sie, um ihren Geliebten vor den Folgen ihrer Anzeige zu warnen; ihn stürzt sie in's Verderben, mich in den Abgrund der Lächerlichkeit und Verachtung, sich selbst in den Tod! O der grausigste Fluch, den je Einer meines Volks über seinen Todfeind gesprochen — über sie, daß sie nicht schwieg, daß sie mich in Schande stürzte, ich wäre lieber in's Elend gegangen; was bin ich, das Weib eines Landstreichers, und nicht einmal sein Weib, denn sie, die dort schlummert den ewigen Schlaf, sie ist mir ja vorangegangen und meine Ehe nicht gültig — fort, ich habe genug.“

Mit diesen Worten drängte sie sich rasch nach der Treppe und stieg hinauf, den Vater, der ihr folgen wollte, und jeden Andern entschieden zurückweisend.

Der Baron Schneider hatte sich unterdessen erholt, er bat den Herrn Papa, von der Sache, die ihn allein berühre, kein Aufhebens zu machen, und dem Herrn Polizeikommissarius zu sagen, daß er keine Genugthuung verlange, da dieser ihn zweifelsohne gehen lassen würde.

„Freilich verlange ich Genugthuung!“ sprach der alte Herr, „Genugthuung für die Schande, die er meinem Hause angethan hat, Genugthuung für das Geld, was ich für ihn ausgegeben habe, Genugthuung für die Wechselchen, die ich morgen bezahlen soll. Nehmen Sie ihn zur Polizei, nehmen Sie ihn.“

„Würde mir ohnedies die Freiheit erbeten haben, denn das Crimen der Polygamie kann nicht von der beleidigten Privatperson verziehen, es muß durch mehrjährige Zuchthausarbeit, Staupenschlag, Pranger, eventualiter Brandmal abgebüßt werden.“

Ein Wink, und drei der Begleiter faßten den Baron etwas derb an. „Watte! lauter Watte!“ rief der Eine, „sehen Sie, mein Herr Polizeikommissarius, wie der Kerl ausgestopft ist — aber nett gemacht, der versteht's; schade um das Talent, das würden viele unserer jungen Herren nicht unbenutzt lassen, besonders die geschnürten.“

Der starre Schreck über das frühere Ereigniß war schon lange gewichen, das Komische der Situation schlug vor, die wattirten Waden und Schenkel, Schultern, Hüften ꝛc. brachten Herren und Damen zum Lächeln und Kichern, das Volk aber zu einem lauten Ausbruch wiehernden Lachens. „Darum konnte er auch so großartig voltigiren!“ riefen Mehrere, — „ein Schneider ist leicht; „darum hat er auch so häßliche knochige Finger,“ sagte eine Dame, „wiewohl er sonst ein sehr interessanter Mann schien, — „wird in Paris gewesen sein,“ meinte einer der Herren, — „wird jetzt auf der Stadtvoigtei sein Quartier bekommen,“ meinte ein Anderer, — „oder im Ochsenkopf!“ rief Einer auf der Treppe, — „wohl schwerlich!“ meinte ein Vierter, und zwar einer der zuerst erschienenen Polizeidiener, welcher sich endlich durch die Menge gedrängt hatte und die Hand an den seiner Würde entkleideten Baron legte. „Dieser Mensch muß mit mir gehen, ich habe ihn wegen ganz anderer Dinge zu arretiren, er ist ein Mörder, dort liegt das corpus delicti, er ist kein Zwil, er ist ein Kriminell.“

Die beiden Herren stritten sich eine Zeit lang und zerrten den Armen hin und her, an diesem und an jenem Arm, so daß er nicht unähnlich dem berüchtigten Ravaillac aussah, als ob er von vier Pferden zerrissen werden sollte. Endlich schlug ich mich in's Mittel und sprach: „Ich als Nachtwächter bin gleich nach der Ermordung dieses jungen Frauenzimmers dazu gekommen, er ist der Mörder, er muß ohne Zweifel sogleich in das Kriminal-

gefängniß abgeführt werden. Platz, meine Herren und Damen auf der Treppe."

Da die Leute sahen, daß die Komödie hier oben schwerlich, wohl aber auf der Straße weiter gespielt werden würde, rückten sie aus auf ihren heimischen Boden, und man konnte die Treppe hinab kommen. Als hätten die Gäste den langfingerigen Spitzbuben noch nicht genug gesehen, so hatten sich plötzlich alle Fenster der Belle-Etage des Hochzeitshauses mit geputzten Damen- und Herren-Frisuren gefüllt, vor dem Hause ward aber, bevor man heraustrat, ein weiter Kreis von den Zuschauern gesäubert, damit sich der Herr Baron nicht etwa unter diesen verkrümmeln möchte; an beide Arme gefaßt, von Zweien voran, von Zweien hinterher eskortirt, trat der Delinquent aus dem Hause. In diesem Augenblick hörte man hoch in den Lüften einen durchdringenden Schrei, gleich darauf stürzte eine formlose Masse zu den Füßen des Barons auf das Steinpflaster nieder; Rebecka war aus dem Fenster gesprungen.

„Die Glocke hat Zwölf geschlagen!"

---

*Land und Leute der britischen Inseln.

(Fortsetzung.)

11. Tories und Whigs.

Bei den Tories hat man schon seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts zwei Coterieen unterschieden, die der sogenannten Hochtories (High Tories) und die der gemäßigten Tories (Moderate Tories). Beide wollten im Ganzen dasselbe, ursprünglich Unversehrtheit der königlichen Prärogative, Aufrechterhaltung der Privilegien der Kirche, nachher Erhaltung der alten Verfassung und keine Konzessionen an das Volk. Doch nahmen die Einen, die Hochtories, dies Alles im strengsten Sinne des Wortes und wollten ihre Prinzipien mit allen, selbst den vehementesten Mitteln durchsetzen (fiat justitia, pereat mundus), während die Anderen, die gemäßigten Tories, weder alle Mittel zu diesem Zwecke billigten, noch auch die Tory-Grundsätze in so rigorösem Sinne nahmen, sondern hier und da einzelne zeitgemäße Konzessionen und Reformen zuließen.

Mit dem Fortschreiten des Zeitgeistes kam zwar der größte Theil der Tories immer mehr von seinen ursprünglichen strengen Prinzipien zurück, von denen viele jetzt gar keinen Begriff mehr haben, und die Partei der Hochtories im alten Sinne schmolz immer mehr zusammen, so daß also die größere Masse der jetzigen Tories im Vergleich mit ihren Vorvätern gemäßigt erscheinen würde. Nichtsdestoweniger aber neigen sich auch jetzt noch Viele zu den alten Tory-Grundsätzen hin, und man spricht daher auch jetzt noch von Hochtories und Ultratories oder „violent Ultratories", welche, wie Macaulay sagt, mit einer Heftigkeit, die an Wildheit grenzt, alle die strengen und harten Grundsätze der Torytheorie aufrecht halten, und welche noch heutigen Tages Ausschließung, Verfolgung, strenge Bestrafung, Proskription, Blutbad und Bürgerkrieg gegen Pasquillanten und Demagogen als die besten Mittel empfehlen und die Nichts von einer Konzession an das Volk hören wollen *).

Die wichtigste Veränderung in der Partei der Tories geschah durch die Reformbill. Durch sie wurde das alte Rotten-Borough-Parliament und somit auch die ganze Grundlage der alten Torypartei zerstört. Die Torypartei schien im Jahre 1832 fast völlig vernichtet zu sein. „The Tory party is annihilated," erscholl es im ganzen Lande. Das Reform-Parliament, das 1832 zum ersten Mal ins Leben trat, bestand nur aus 187 alten Tories und 471 Whigs und Radikalen. Da trat Sir Robert Peel auf und baute aus den Ueberresten der alten Torypartei eine neue große Torypartei auf, für welche er den Namen der Konservativen (Conservatives) erfand.

Diese Partei soll, nach Peel's eigenen Worten, alle Diejenigen vereinigen, welche der Fundamental-Verfassung des Landes ergeben und entschlossen sind, die großen Institutionen des Staats und der Kirche auf ihren jetzigen Grundlagen zu erhalten, ohne jedoch vernünftige Reformen, welche veränderte Umstände und die Zeit nöthig machen, abzuweisen (not apposed to any rational change, which the lapse of years or the altered circumstances of society might require).

Die Reformbill erschien auf der einen Seite selbst den Mäßigsten unter den alten Tories das Aeußerste, was man bewilligen konnte, und Alle waren darüber einig, sich weiteren Reformschritten zu widersetzen. Auf der anderen Seite aber gab es ebenfalls viele Liberale, welche glaubten, daß mit der Erlangung der Reformbill sich alle ihre Wünsche erfüllt hätten, und daß ein weiteres Fortschreiten des Reform-Werks nicht zu wünschen wäre. Viele mochten, als sie die Unruhen der Radikalen und Chartisten im Gefolge der Reform erblickten, vor ihrem eigenen Werke erschrecken und daher eine Hemmung und den einstweiligen Stillstand desselben wünschen. Selbst die Hochtories mußten sich bequemen, die Reformbill de facto anzuerkennen, ebenso wie ihre Vorgänger den König Wilhelm und die hannoverschen Könige de facto anerkannt hatten.

Und so baute sich denn im Verlaufe der letzten Jahre aus den die Reformbill de facto anerkennenden und den die Reformbill als die äußerste Konzession betrachtenden Tories, sowie den die Reformbill als das nunmehr erreichte schöne Ziel ihrer Wünsche betrachtenden Liberalen die große Partei der Konservativen auf, welche allmälig *) so sehr im Lande zunahm, daß sie am Ende die Whigs, Reformers, Radikalen und Chartisten, sowie selbst die widerstrebenden Hochtories niederwarf.

„Dieser neue Konservative," so schildert ihn ein englischer Schriftsteller, „bespöttelt sowohl den Eigensinn, welcher alle Verbesserung verwirft, als den Leichtsinn, der dessen, was er besitzt, müde ist, sowie endlich auch die Sorglosigkeit, welche sich kopflings auf Bahnen stürzen möchte, die durch keine Erfahrung versucht sind."

Der Name der Konservativen ist so glücklich gewählt, so aussöhnend und so weit umfassend (selbst die liberalsten Männer bekennen gern, daß ein gewisses Konserviren des Bestehenden durchaus nöthig sei), daß viele von den ursprünglich verschiedensten Parteimännern sich unter ihm vereinigt haben. Er ist daher jetzt auch so in Schwung gekommen und so Mode geworden, daß man ihn nun fast allgemein statt der Benennung Tory anwendet. So wie Sir Robert Peel den Charakter dieser Partei gezeichnet hat: „not opposet to any rational change," entspricht er weder dem der alten „Hoch-", noch selbst dem der „gemäßigten Tories" und ist gewissermaßen eine neue Schöpfung, die in der Mitte zwischen Tories und Whigs steht, und da die Tories sich diesen Namen und seine Deutung haben gefallen lassen, so scheint es klar zu sein, daß beide Parteien, Whigs und Tories, sich dadurch ein gut Stück näher gerückt sind. Viele behaupten bereits, daß man jetzt gar nicht mehr von Tories, Hightories und dergleichen sprechen dürfe. Indeß geschieht es doch noch. Es gibt manche Tories, die von dem Zwitternamen „Conservatives" gar Nichts hören wollen, und die sich entschieden für Tories erklären.

---

*) Mehrere Male hörte ich selbst im Parliamente, wenn ein Mitglied „No concession!" (Nur kein Zugeständniß!) als Grundsatz aufstellte, diese altstyligen Tories ihr Beifallsgeschrei „hear! hear! hear!" freudig erheben.

*) Im J. 1832 gab es 187 Konservative und 471 Whigs im Parliamente.
— 1835 " " 275 " " 383 "
— 1837 " " 314 " " 394 "
— 1841 " " 373 " " 283 "

Spätere Schriftsteller werden wahrscheinlich von der Reformbill her den Untergang des Namens Tory datiren. Einstweilen aber muß man noch sagen, daß die Namen „Tory" und „Konservative" promiscue gebraucht werden, daß aber der letztere Name mehr und mehr in Mode kommt und wahrscheinlich schon jetzt das Uebergewicht über den ersten gewonnen hat.

Im Ganzen kann man wohl behaupten, daß die Tories mehr zusammenhalten und mehr einig sind, als die Whigs. Denn sie haben etwas ganz Bestimmtes, worauf sie halten, nemlich die Konservirung der politischen und kirchlichen Konstitution, so wie sie jetzt ist. Sie haben das Evangelium, worauf sie schwören, in der Hand. Die Korngesetze, — die Handelsbeschränkungen, — das bischöfliche Ansehen, — die Monopolien, — das Parliament, so wie es besteht, mit einem Worte der status quo, das sind die Schranken, hinter welchen sie sich verbarrikadirt haben.

Die Whigs dagegen, die Volkspartei, welche das schwierige Geschäft unternehmen, die alten Gesetze zu beseitigen und neue an ihre Stelle zu setzen, tragen von vorn herein den Samen zu größerer Uneinigkeit in ihrem Busen.

Es ist weit schwieriger, zu sagen, wie dem Volke geholfen werden solle und mit welcher Verbesserung dem Staate gedient sei, als was einer bestimmten Partei, was den Aristokraten diene. Das Werk der Reform mußte daher die Whigs entzweien. Während die Tories Alle einig sind, den status quo zu erhalten, mußten die Whigs darüber uneinig werden, wie weit man mit Veränderungen in diesen status quo einbrechen sollte.

Was vollkommene, was unvollkommene Reform sei, was man unter genügender, was unter übermäßiger Ausdehnung der Wahlberechtigung verstehe, dies Alles ist schwer genau zu bestimmen. Einige drangen auf völlige Vernichtung alles Einflusses der Aristokratie und auf eine noch weit größere Gleichstellung der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit aller Bürger des Staats. Nach der neuesten Reform ist doch kaum der dreißigste Theil aller Einwohner Großbritanniens zur Abgabe seiner Stimme bei der Wahl der Parliamentsmitglieder berechtigt und vielleicht nicht einmal der zweihunderste Theil der ganzen Bevölkerung für's Parliament wählbar. Da Einige so weit gehen, zu behaupten, daß jeder nicht verbrecherische Bürger des Staats sowohl zur Wahl berechtigt als auch wählbar sein müsse, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie groß das Gebiet zwischen jenem engen, vom Gesetze bestimmten Kreise und diesen von den Erz-Radikalen gewünschten Wählbarkeitsgrenzen ist, und wie mannigfaltig die Linien sind, welche sich auf diesem Gebiete ziehen lassen. Der Eine wünscht, daß alle Bürger von einem Alter von 35 Jahren zur Wahl berechtigt sein sollen, der Andere ist der Meinung, daß diese Berechtigung mit dem 30sten Jahre beginnen müsse, der Dritte fordert, daß sie, wie in Amerika, schon allen 21jährigen Bürgern übertragen werde. Der Eine wünscht die Dauer der Parliamente blos auf eine kürzere Zeit zu beschränken, als sie jetzt durch das Gesetz bestimmt ist, der Andere will dagegen alle drei Jahre, der Dritte endlich alle Jahre neue Parliamente *).

Es ist unmöglich, alle diese Schattirungen genau anzugeben. Doch sind die Namen Reformer, Radikal-Reformer und Chartist in allgemeinen Gebrauch gekommen.

Reformers könnte man diejenigen Whigs nennen, welche das Werk der Reform eifrig gefördert haben, dem jetzigen reformirten Parliamente von Herzen ergeben sind und die weitere Entwickelung dieses Werkes aufrichtig fortzuführen und zu fördern wünschen, wenn die Zeit dazu reif sein sollte.

Als Radikale könnte man die bezeichnen, welche offen erklären, daß ihnen das Reformwerk schon jetzt nicht mehr genügt, und daß sie sogleich damit weiter zu gehen wünschen, und die, wie sie sich ausdrücken, „a full, fair and free representation" (eine vollständige, schöne und freie Vertretung) verlangen.

Die Chartisten endlich sind diejenigen Radikalen, welche ihre Anforderungen am weitesten ausdehnen, und die ihre Wünsche in folgenden sechs berühmten Grundsätzen zusammengefaßt haben:

1) daß das Recht, ein Parliamentsmitglied zu wählen, jeder untadelhafte Mann von einem Alter von 21 Jahren haben solle,

2) daß das ganze Königreich in 300 gleichbevölkerte Distrikte getheilt werde, deren jeder ein Mitglied ins Parliament schicken könne,

3) daß die Abstimmung durch geheimes Ballotiren geschehe, damit jeder äußere Einfluß auf dieselbe unmöglich gemacht werde,

4) daß die Dauer des Parliaments ein Jahr nicht überschreite *),

5) daß jeder Wähler auch selbst wählbar und kein Vermögen zur Qualifikation für die Wahl erforderlich sein solle, und

6) daß die Parliamentsmitglieder für ihre Dienste bezahlt würden.

Die beiden großen Parteinamen der Whigs und Tories selbst waren anfangs weiter Nichts, als Scheltnamen, deren eigentlicher Ursprung und erste Bedeutung aber eben so wenig authentisch angegeben werden kann, wie der Name der Hugenotten und anderer Parteien.

„Whigs" soll nach Einigen ein schottisches Wort sein, das soviel bedeutet als Molken (whey), und die Tories sollen die Whigs so genannt haben, um auf die Aermlichkeit ihrer Nahrung und die Verächtlichkeit der ganzen Partei hinzuweisen.

Andere sagen, „Whigs" bedeute in Schottland eine Art von Hut, wovon der Name hergekommen sei **), — wiederum Andere „Whiggamoors", woraus durch Zusammenziehung „Whigs" entstanden wäre, seien eine Klasse von schottischen Fuhrleuten, von denen der Name auf sie übergegangen sei.

„Tory" ist ein irisches Wort und bedeutet soviel als „Räuber". Es soll dieser Scheltname schon den Kavalieren und Hofleuten Karl's I. deswegen gegeben worden sein, weil sie die Verwüstungen und Räubereien der irischen Rebellen begünstigten.

Wie viele Schelt- und Spitznamen, so wurden nachher auch die Benennungen der Tories und Whigs wirkliche Ehrennamen, und die Kavaliere und Volksmänner nannten sich später selbst gern so. (Forts. f.)

*) Bekanntlich dauert jedes Parliament jetzt 7 Jahre.

*) Die „Metropolitan Parliamentary Reform Society" wollte die Dauer der Parliamente anfangs auf drei Jahre bestimmt wissen.

**) Dies finde ich freilich nur in dem Büchelchen eines gewissen Herrn de Cize.

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

GEHÖR-OEL

von Dr. J. Robinson in London.

(118.) Durch Anwendung dieses Oels werden alle organischen Theile des Ohres ungemein gestärkt, das Trommelfell erhält seine natürliche Spannung wieder, wodurch die Harthörigkeit sehr bald sicher geheilt wird.

Preis pro Flacon 1⅓ **Rthlr.**

Allein zu bekommen in der Expedition dieses Blattes.

(119.) In allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sind vorräthig:

Trauerspiele

von

Joseph Freih. von Auffenberg.

In 7 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 4 = Fl. 7. 12 Kr. Rhein. = Fl. 6 Conv.-M

Inhalt:

1. Bd.: Pizarro. — Die Spartaner. — Der schwarze Fritz.
2. Bd.: Die Bartholomäusnacht. — Die Flibustier.
3. Bd.: Wallace. — Die Syrakuser.
4. Bd.: Die Vorschau. — König Erich.
5. Bd.: Das Opfer des Themistokles. — Die Verbannten.
6. Bd.: Die Schwestern von Amiens. — Fregus Mac-Ivor.
7. Bd.: Das Nordlicht von Kasan. — Der Schwur des Richters. — Der Prophet von Florenz.

Neuere

Dramatische Werke

und vermischte Schriften

von **Joseph Freih. von Auffenberg.**

In 6 Bänden.

Ladenpreis: Rthlr. 3½ = Fl. 6. 18 Kr. Rhein. = Fl. 5. 15 Kr. Conv.-M.

Inhalt:

1. Bd.: Berthold der Zähringer. — Die Raketen des Teufels.
2. Bd.: Die Hexe von Pultawa. — Das Nordlicht von Karlsruhe. — Cäsar Morbel's Testament. — Denkschrift des Holofernus Spontenknabel.
3. Bd.: Die Furie von Toledo. 2 Theile.
4. Bd.: Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Kordova. 2 Theile.
5. Bd.: Polyanthea.
6. Bd.: Skanderbeg.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung
in Siegen und Wiesbaden.

ÄCHTE

LÖWENPOMADE

von

James Davy in London.

Vorzügliches Mittel, um in einem Monate Kopfhaare, Schnurrbärte, Backenbärte und Augenbraunen herauszutreiben.

Preis pro Tiegel mit Gebrauchsanweisung 1 Thlr.

In Siegen allein zu haben in der Expedition dieses Blattes. (116.)

Nachweisung

der als unbestellbar zurückgekommenen Briefe:

1) Fritsch in Siegen. 2) Schäfer in Hainebeck. 3) Jung in Obernhees. 4) Hüttenheim in Gräfenbrück. 5) Bender in Bottenberg. 6) Lütz in Altenthal. 7) Wolleber in Düsburg. 8) Born in Haiger. 9) Pauli in Altenkirchen. 10) Schwardt in Crefeld. 11) Klein in Eschenbach. 12) Weigend in Gebhardtheim. 13) Steubing in Herborn. 14) Krümm in Allendorf. 15) Keller in Dillenburg. 16) Mengel in Oberndorf. 17) Klein in Burbach. 18) Engels in Mellmike. 19) Strahl in Wingeshauen. 20) Daniel in Werringhauen. 21) Tillmann in Antfeld. 22) Wohfeins in Schönstein, nebst 1 Packet, Nr. 4 — 5 Pfund 4 Loth.

Siegen, 13. Februar 1845.

Königliches Postamt.
Richter.

(117.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Festgedichte

aus

Nassau.

Prachtausgabe Nr. I. 50 Seiten Text und Musikbeilage in großem Quart-Format auf starkem Kupfer-Druckpapier, in schönster typographischer Ausstattung, mit allegorischem Titelblatt in Farben- und Golddruck, nebst einem Kunstblatt — dem Nassauischen und Russischen Wappen in Farben- und Golddruck fein gebunden 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 fl.

Prachtausgabe Nr. II. in gleicher Ausstattung, jedoch mit schwarz gedrucktem allegorischen Titelblatt, nebst dem Kunstblatt — dem Nassauischen und Russischen Wappen in Farben- und Golddruck, fein gebunden 25 Sgr. 1 fl. 30 kr.

Ausgabe in 8. auf Velin-Druckpapier, ohne Kunstbeilagen. 40 S. Text und Musikbeilage 5 Sgr. od. 18 kr.

Inhalt.

Prolog. Von Wilh. Genth.
Ode. Von Wilh. Genth.
Unsere Farben. Von Adelheid von Stolterfoth.
Früher Lenz. Von Adelheid von Stolterfoth.
Traum-Gesicht. Von Dr. C. Adolph Rößler.
Dem hohen neuvermählten Fürstenpaare zur Huldigung. Von Th. Schliephake.
Lied. Von H. L. Schmitt.
Die Linde zu Dillenburg. Von J. E. Braun.
Die besten Herzen. Von J. E. Braun.
Frühlingsgrüße. Von J. E. Braun.
Der treue Burgmann. Von Drärler-Manfred.
Unsere Farben. Von Drärler-Manfred.
Empfangsgruß zu Höchst.
Ein Kellertraum. Von Drärler-Manfred.
Unsere Farben. Gedicht von D.-M. Musik von Konradin Kreutzer.

Dem heutigen Bürgerblatte liegt die Anzeige eines populären medizinischen Werkes:

Lugol's

Untersuchungen und Beobachtungen

über die

Ursachen der Skrofel-Krankheiten

bei, auf welches wichtige Werk wir das gesammte Publikum ganz besonders aufmerksam machen.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.